

(Nachdruck verboten.)

22]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

„Das wären die acht!“ sagte Kalle und zeigte auf die Schar. „Sie füllen die Stube ganz gut! Nima und Moilda da, das sind Zwillinge, das kannst Du woll sehen! Und Alfred und Albinus, die nu im Fest aus sind, auch; die sollen zum Sommer zum Pastor, denn haben wir die von der Hand!“

„Wo sind denn die beiden Aeltesten?“ fragte Lasse.

„Anna dient nach Norden zu und Albert fährt zur See — er is mit 'm Walfischfänger draußen. Das is ein Staatskerl, vorigen Herbst haben wir sein Bild gekriegt. Sol das doch mal raus, Marie!“

Die Frau begann zögernd, danach zu suchen, konnte es aber nicht finden.

„Ich glaub, ich weiß, wo es is, Mutter,“ sagte eins der kleinen Mädchen, ein mal über das andere, ohne daß die Mutter danach hinhörte. Da kletterte sie selbst auf die Bank und holte eine alte Bibel von dem Vord herunter, darin lag es.

„Weiß Gott, das is 'n Staatskerl!“ sagte Lasse, „is das 'ne Gestalt. Der schlägt nich nach uns, Kalle; die Haltung muß er von Deine Familie haben, Marie.“

„Er is ein Krongstrup!“ sagte Kalle gedämpft.

„So, is er das?“ sagte Lasse unsicher; er mußte an Johanne Pihls Erzählung denken.

„Marie hat da auf 'm Hof als Stubenmädchen gedient, und da hat er sie beschwatzt — wie er das mit so viele getan hat. Das war ja vor meine Zeit — und er hat bezahlt, was er bezahlen mußte!“

Die Frau sah bald den einen, bald den andern mit einem unsicheren Lächeln an, sie war ein wenig rot über die Stirn geworden.

„Da is Herrenblut in dem Jung,“ sagte Kalle bewundernd, „er trägt seinen Kopf anders als die anderen. Und gut is er — unmanierlich gut.“ Da kam sie langsam hin, legte den Arm auf die Schulter des Mannes und sah auch das Bild an. „Er is gut so, wie er is, Mutter!“ sagte Kalle und strich ihr über das Gesicht.

„Und gut in Zeug is er auch!“ rief Lasse aus.

„Ja, er paßt auch auf sein Geld — er is nich so wie der Vater, der Sausbruder. Und dabei is er gar nich ängstlich mit 'm Behnkronenschein, wenn er hier zu Hause zu Besuch is.“

Es puffelte an der Haustür, und ein kleines, runzliges, altes Mütterchen kam über die Schwelle geschlichen; sie tastete mit den Füßen vor sich hin und hielt die Hände beschützend vor das Gesicht. „Sind da Tote?“ fragte sie in die Stube hinein.

„Da haben wir ja Großmutter!“ sagte Kalle. „Ich glaubte, Ihr wär't zu Bett?“

„Das war ich auch, aber da hört ich, daß hier Besuch is und da wollt ich gern fragen, ob was Neues passiert is. Sind denn Tote in 'm Dorf?“

„Ne, Großmutter — da sind keine — die Leute haben was anderes zu tun, als zu sterben. Hier is 'n Freier für Euch, das is viel was Besseres. — Das is Schwiegermutter,“ wandte er sich zu den anderen. „Denn könnt Ihr Euch woll denken, was für eine das is.“

„Ja, komm Du man bloß hierher, ich will Dich was Schwiegermuttern,“ mit einem matten Versuch, auf die Lustigkeit einzugehen. „Ja, ja, willkommen hier bei uns!“ sagte sie und streckte die Hand aus.

Kalle hielt ihr erst die seine hin, aber sobald sie sie berührte, schlug sie dieselbe zur Seite. „Meinst Du, daß ich die nich kenn', Du Narr!“ Lasses und Pelles Hände besüßte sie lange mit ihren weichen Fingern, ehe sie sie wieder los ließ. „Nein, Euch kenn' ich nich!“ sagte sie.

„Das is Bruder Lasse und sein Sohn unten von Steengarden!“ erklärte Kalle endlich.

„Na, seid Ihr das — Herrje ja, nu hab ich es! Ihr seid gekommen. — Und Ihr seid auch übers Meer gekommen! Ja, hier wankt ich alte Frau nu so allein herum — und sehen kann ich auch nich mehr!“

„Ganz allein seid Ihr doch wirklich nich, Großmutter,“

sagte Kalle lachend. „Wir sind für täglich zwei Erwachsene und ein halb Duzend Kinder um Euch rum.“

„Ja, Du kannst gut reden, Du! Aber alle die, mit denen ich jung war, sind nu gesto hen — und noch viele dazu, die ich hab' aufwachsen sehen. Jede Woche sterben welche, die ich kenne und ich Aermste muß hier herumgehen und andere zur Last liegen.“

Kalle holte den Lehnstuhl der Alten aus ihrer Stube und brachte sie zu Platz. „Was sind das nu all für Reden?“ sagte er vorwurfsvoll, Ihr bezahlt ja für Euch.“

„Bezahlen, ach, mein Gott, sie kriegen im Jahr zwanzig Kronen dafür, daß sie mich hier haben,“ sagte die Alte in die Luft hinein.

Der Kaffee kam, und Kalle schenkte für alle Erwachsenen Brantwein in die Tasse. „Nu muß Großmutter vergnügt sein!“ sagte er und stieß mit ihr an, „wo der Kochtopf für zwölf kocht, kocht er auch für Dreizehn. Prost, Großmutter, wir wünschen Euch, daß Ihr uns noch viele Jahre zur Last liegen mögt — wie Ihr es nennt!“

„Ja, das weiß ich ja recht gut, das weiß ich ja recht gut,“ sagte die Alte und wiegte sich hin und her. — Ihr meint es alle so gut mit mir. Aber bei alle Lust zu leben, die ich hab, is es schwer, andere den Belag vom Butterbrot wegzunehmen. Die Kuh frißt, die Stute frißt, die Kinder fressen — wir fressen all zusammen. Wo willst Du Aermster das bloß hernehmen.“

„Wenn den einen Armen, der kein Hinterteil hat und bedauere den, der zwei hat,“ sagte Kalle munter.

„Wieviel Boden hast Du?“ fragte Lasse.

„Bier Tonnen Land. Aber das meiste sind ja Steine.“

„Kannst Du denn die Kuh davon satt kriegen?“

„Voriges Jahr war es knapp genug. Wir mußten letzten Winter das Dach vom Schuppen reißen und sie damit füttern — das hat uns mächtig zurückgebracht. Aber um so höher wurd es bis zur Decke!“ Kalle lachte. „Nu kommen ja auch mehr und mehr von den Kindern so weit, daß sie sich selbst ernähren können.“

„Die, die erwachsen sind, geben doch auch woll 'ne Handreichung?“ fragte Lasse.

„Wie sollten sie das woll können! Wenn man jung is, hat man fein eigenes nötig genug. Die meisten sehen, daß sie sich amüsieren, so lang 'es noch Zeit is; in den Kinderjahren is nich viel aus Lustbarkeiten geworden, und sind sie erst mal verheiratet und anständig, denn is da genug anderes zu bedenken. Albert is gut genug, wenn er auf Besuch zu Haus is; das letzte Mal gab er uns zehn Kronen und eine Krone für jedes von den Kindern. Aber wenn sie erst von Haus sind, weiß man ja, wo das Geld abbleibt, wenn sie sich nich vor den Kameraden lumpen lassen woll'n. Nima is nu von die Art, die alles für sich selbst für Kleider gebrauchen kann; sie hat den besten Willen, was abzugeben, aber sie hat man nie einen Dero. Und Zeug hat sie kaum auf 'm Leibe, wo sie doch immerzu kauft und kauft.“

„Ne, sie is das schnurrigste Geschöpf!“ sagte die Frau. „Nichts nich will bei ihr verschlagen.“

Die Bettbank wurde zugeklappt, um Sitzplätze am Tisch zu schaffen, und ein altes Spiel Karten kam zum Vorschein. Alle sollten mitspielen bis auf die beiden Allerkleinsten, die wirklich zu klein waren, um die Karten zu halten; Kalle wollte sie eigentlich auch mit dabei sehen, aber das ging nicht. Man spielte „Armer Schäfer“ und „Schwarzer Peter“. Großmutter mußte sich ihre Karten aufrufen lassen. „Wir spielen mit einen Blinden!“ rief Kalle und schüttelte sich vor Wonne — „das soll ja das Allerfeinste sein.“ Und Großmutter lachte am eifrigsten über den Wit.

Zwischendurch schwatzten die Erwachsenen miteinander.

„Wie gefällt Dir denn der Dienst bei dem Steengard, Bauer?“ fragte Kalle.

„Von ihm selbst sehen wir ja grad nich viel — er is eigentlich immer unterwegs, oder auch, er schläft den Brummshädel aus. Er is sonst woll gutmütig. Und das Essen is auch ganz gut.“

„Ja, da sind woll Höfe, wo das Essen noch schlechter is,“ meinte Kalle, „aber viele sind das woll grad nich! Auf den meisten is es woll besser.“

„So, meinst Du das?“ fragte Lasse verwundert. „Ja, ich will nu nich klagen, was die Kost anbetrifft. Aber reichlich

Wiel zu tun ist da für uns beide; und denn ist es ja nicht grad plästerlich, das Frauenzimmer beinahe immer weinen zu hören. Ob er sie woll mißhandelt? Sie sagen ja, er tut es nicht."

"Das tut er sicher nicht," sagte Kalle, "selbst wenn er auch woll manchmal Lust dazu hat — was einer gut verstehen kann. Aber er hat nicht die Kuratsch. Er ist bange vor ihr. Denn sie ist von Teufel besessen, will ich Dir sagen."

"Sie sagen, des Nachts wär sie ein Wehrwolf," sagte Lasse mit einem Gesicht, als erwarte er, daß ein Geipenst in einer der Ecken erscheine.

"Das ist nichts als dummes Zeug und Aberglaube," rief Kalle aus. "Ne, aber sie ist von einem unreinen Geist besessen, den wir auch aus der Bibel kennen. Frag die Marie man, sie hat da ja gedient."

"Sie ist 'n armes Wurm, das sein gut Teil zu tragen hat," sagte die Frau. "Jedes Weibsbild weiß woll davon zu erzählen, was das heißt. Und der Steengards-Bauer ist nu auch nicht lauter Güte, wenn er sie auch gerad nicht prügelt. Seine Treulosigkeit macht ihr mehr Kummer als sonst irgend was."

"Ja, Ihr Frauen halt't ja immer zusammen," sagte Kalle. "Aber unseereins hat doch auch Augen und kann auch sehen. Was meint Ihr dazu, Großmutter. Ihr kennt es doch besser als all die andern!"

"Ja, ein bißchen kenn ich woll davon," sagte die Alte. "Ich weiß noch ganz deutlich die Zeit, als Kongsstrup nach der Insel kam. Er hatt, weiß Gott, nichts nicht als das Zeug, wo in er ging und stand; aber den Feinen spielt er darum doch, und er kam ja auch aus der Hauptstadt."

"Was wollt er eigentlich hier machen?"

"Was er wollt? — Jagd auf ein Mädchen mit Geld machen, denk ich mir so. Er lief hier in der Heide rum und trieb sich mit seine Flinte herum, aber auf den Fuchs hatt' er es reell nicht abgesehen. Sie lief ja auch in der Heide rum wie 'ne Verrückte, die Steengards-Tochter; sie schwärmte für die wilde Natur und all ion' Blödsinn und stellt sich an wie 'ne Mannsperson. Statt daß sie sie zu Haus behalten hätten und ihr das Spinnen und Grützekochen beigebracht hätten; aber sie war ja die einzige Tochter und konnt tun und machen was sie wollt'. Und da trifft sie dem diesen Krämer und sie wurden gute Freunde. Er war, glaub ich, Kandidat oder Papst oder irgend so'n feiner Dredfram, und denn kann man ja nichts nicht dazu sagen, wenn so ne dumme Dirn nicht weiß, was sie tut."

"Na, das ist woll man all sol!" sagte Lasse.

"Das Blut hat immer schlimmer regiert bei die Frauen in die Familie!" fuhr die Alte fort. "Und einmal soll sogar eine von ihnen Umgang mit'n Teufel gehabt haben. Seitdem hat er ja Macht über sie und geht fürchterlich mit ihnen zu Rehr, jedesmal, wenn der Mond in Abnehmen ist — ob sie nu woll'n oder nicht. Ueber die Reinen hat er keine Gewalt, versteht sich; aber als die beiden sich erst gekannt hatten, sah es mit ihr auch schlimm aus. Das hat er denn woll gemerkt — und hat sich zurückzieh'n woll'n; denn sie erzählen, der alte Steengard-Bauer hatt' ihn mit seine Flinte gezwungen, sie zur Frau zu nehmen. Und er war ein Satanskert der Alte, der konnt seinen Mann ruhig niederschleichen, wenn es darauf ankam. Aber ein Bauer war er durch und durch, er trug selbstgewebte Kleider und war nicht bange, einen ganzen Tag mit zuzugreifen, von des Morgens, wenn die Sonn' aufging, bis die Sonne unterging. Das war nicht so wie nu, mit Schulden und Kartenpielen und Saufgelagen, darum hatten die Leute damals auch was."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Tod und das Mädchen.

(Schluß.)

Auf sein ältestes Kind gab er am wenigsten; er hatte bald genug dessen Verhältnis zu seiner Frau durchschaut und ärgerte sich darüber. Nachdem er seiner Frau so würdevoll Bescheid erteilt hatte, holte er sich das Buch vom gesunden und Kranken Menschen vom Bord, um sich doch noch einmal über Klaras Unwohlsein zu informieren.

Am nächsten Morgen fieberte Klara heftig; sie lag wie gefesselt in ihrem Bett und griff nur zuweilen mit einer verzweifeltten Gebärde nach dem Hals, um das Tuch zu lockern, als wäre es dies, das sie beengte. Indessen trug sie ihren Zustand mit der Geduld eines Enkels, als etwas Geringfügiges, um das sie keinesfalls die Mutter beunruhigen und den Vater erzümen dürfe. Frau Simmel wagte

es, ihrem Manne gegenüber etwas dringender nach dem Arzt zu verlangen. Da riß ihm endlich ganz der Geduldsfad. —

"Sage mal, bist Du denn eigentlich ganz von Sinnen? Du hast sie gestern abend in Deiner Unbernunft natürlich nicht ordentlich zugedeckt, oder sie hat in der Nacht die Decke fortgeschoben; dann können allerdings die besten Mittel nicht helfen. Ich sehe schon; ich muß, wie gewöhnlich, alles selbst tun."

Und jetzt nahm er eine riesige Wolldecke, wickelte das zitternde Mädchen bis an den Hals hinein und legte es so ins Bett.

"So bleibst Du mir liegen und rührst Dich nicht, wenn Du wieder besser werden willst," sprach er zu dem Mädchen. "Und daß Du Dich nicht unterstehst, sie da herauszunehmen," herrschte er seine Frau an. "Wenn Ihr den Doktor holt, so soll Euch der Teufel holen," tobte er jetzt gegen seine ganze Familie, wie gegen die ganze Summe seines Unglücks. "Ich sehe wirklich nicht ein, warum ich mir durch Euere Kinderreien den letzten Pfennig aus der Tasche hole; und mein Fortkommen ganz verderben lassen soll!" Wütend griff er nach dem Hut und verließ das Haus, die Tür mit einem Fluch hinter sich zuschlagend.

Schredliche Stunden kamen. Kalter Schweiß überrann die Stirn des Mädchens; die Augen hatten einen flackernden Glanz. Sie hatte eine Hand aus der Decke befreit, und in immer kürzeren Zwischenräumen geschah jene verzweifelte Bewegung nach der Kehle: sie wand und drehte den Hals, als gelte es, ihn aus einer furchtbaren Schlinge zu befreien. Luft! Luft! Entsetzlich, wenn sie nicht kommen will! — Die Mutter rannte in wilder Angst nach dem Arzt, alle Drohungen ihres Mannes vergessend. Der Arzt kam und untersuchte das Mädchen. Die Untersuchung war kurz; er ging mit der Mutter in das anstößende Zimmer und sprach: "Das Kind muß segleich ins Krankenhaus, aber segleich!"

"Ja, Herr Doktor, dann will ich schnell nach meinem Mann schicken und ihn fragen —"

"Nach Ihrem Mann zu schicken, ist gar keine Zeit. Wollen Sie, daß Ihnen das Kind ersticht? Binnen zwei Stunden kann das geschehen."

"Um Gottes willen, Herr Doktor!"

"Nun, dann verlieren Sie keinen Augenblick. Nehmen Sie meinen Wagen; er steht unten."

"Du sollst ins Krankenhaus, meine Klara," sagte die Mutter mit erzwungenem Lächeln zu der Kranken. "Da werden sie Dich schnell besser machen!" Und die Tränen strömten ihr über das Gesicht.

"Das ist gut," antwortete Klara mit tonloser Stimme. Sie wollte sich selbst anziehen; aber erschöpft sank sie in die Arme ihrer Mutter. Diese kleidete sie schnell an. "Aber Du besuchst mich doch auch, Mama?"

"Ja, am Sonntag kommen wir zu Dir."

"Ach ja, Sonntag, kommt gleich diesen Sonntag; daß ich von Dir fort muß, darüber bin ich traurig."

Der Wagen rollte fort. Als Simmel bei seiner Heimkehr von dem Geschehenen vernahm, stuzte er doch ein wenig. Er aß schweigend zu Mittag, ließ es sich jedoch ganz wohl schmecken. Als er satt war, sezte er über die Kosten, die ihm das wieder verursachen werde. Er dachte an die zu kaufende Geige, und mit stummer Mut begab er sich wieder auf das Bureau.

Klara hatte den Kroup. Sie wurde am Freitagmorgen operiert und fühlte sich am Tage darauf außerordentlich leicht und wohl. Die Eltern wurden, obwohl der Sonnabend kein "Besuchstag" war, wegen des ernststen Falles auf einen Augenblick zu ihr gelassen. Am Sonntagnachmittag traf Simmel im Vordergarten des Krankenhauses die Oberwärtlerin, eine gutherzige Frau, die es für ein Trinkgeld gern auf ihre Verantwortung nahm, die günstigsten Ausichten zu eröffnen, gleichzeitig aber vorsichtig genug war, die Vorschriften des Arztes dem Publikum gegenüber zu respektieren. Herr Simmel dürfe heute nicht hinein, weil Klara "etwas fiebere"; sonst gehe aber alles ausgezeichnet gut. Herr Simmel kam mit dem leichtesten Herzen von der Welt nach Hause.

Heute werde wohl nichts aus dem Spielen, meinten die Freunde, die diesen Sonntagnachmittag um 5 Uhr zum Quartett kamen. Sie hatten von dem Unglück gehört und sprachen ihr Mitgefühl aus. "Oh, warum nicht spielen?!" stieß Simmel überrascht hervor. Und nun schilderte er genau den Zustand Klaras. Die Gefahr war so gut wie überstanden. Er kannte eine lange Reihe von glücklichen Kroupoperationen. Von Zeit zu Zeit ließ er mit würdevollem Behagen einen medizinischen Terminus einfließen. Wahrscheinlich wäre hier übrigens ein operativer Eingriff gar nicht nötig gewesen. Man kennt ja die Herren Aerzte!

"Unser Studium ist ja eine ernste Sache, meine Herren. Man darf wahrhaftig keine Zeit verlieren, wenn man Schubert verstehen und spielen will; das hab ich gemerkt. Außerdem" — hier nahm Simmel eine befummerte Miene an — "ich muß eine Zerstreung, eine Ablenkung haben; die Sorgen belegen mich sonst völlig mit Beschlag. — Können wir anfangen?"

Die Fenster standen offen, und wer des Weges kam, hörte den zweiten Satz des Schubertschen D-moll-Quartetts "Der Tod und das Mädchen" deutlich herabklingen. Es wurde mittelmäßig gespielt, und doch — mit welchen Schauern rütteln diese Töne das Herz!

Wie freundlich singt der Allerbarmere Tod! Ein milder Vater, der die Seinen ruft zur süßen Abendruhe. Seine Stimme ergeht wie ein heiliges Behen; sie klingt wie Rauschen des Waldes, der

herbste müde seine Kronen senkt, wie Rauschen des Meeres, das ewig brandend an den Felsen schlägt. Sein Odem ist Gefang der Sphären; denn überallhin schreitet in wallendem Mantel der Tod, und auch die fernsten Welten singen das Lied vom Sterben und schliefen die strahlenden Augen vor dem Gauche seines Mundes. . . .

Und mit ernster Mahnung tritt er an das Bett des Mädchens; denn jung zu sterben ist schwer.

Alein er ist nicht wild; sein Schritt tönt nicht Entsetzen; der Friede leuchtet aus den dunklen Augen, und heitere Ruhe glänzt von seiner Stirn. Er lockt mit lieblichen Bildern wie der Erbkönig auf nebelstimmender Heide. Den Schoß der Erde durchfliegen wunderbare Märchenträume, und überschwengliches, tiefseufzendes Behagen strömt durch die stillen Leiber unter dem Rasen. —

Und still erbebend horcht die Mädchenseele. Ist das der Tod? Und klingt es nicht jetzt mit lieblichen Gesängen aus der Ferne? Das ist das Lied der verklungenen Jugend. Die Seele hüpfet mit leichten Füßen über die Blumenwiese der Erinnerung. Da rauscht ein Bach, und trillernd steigt die Lerche hinauf zum reinen Blau; die Sonne glänzt und Frühling blüht in Bäumen und Büschen. Ach leben, leben! Glückselig, wer es kann! Und zagen rettet sich die Seele aus den Umräumungen des Todes an die mütterliche Brust des Lebens.

Dringender mahnt der Tod — flehender langt die Menschenseele nach dem Lichte. Lebensfreude und Todesahnung hüpfen im Wechsel vorüber wie Wolkschatten und Sonnenlicht über die Halde, wie Wolkschatten und Mondesglanz über die stille Meeresfläche.

Wie die Sterbende ächzend ringt mit den wachsenden Schatteln! Wie die zarte Brust erbebt in jähem, angstvollen Seufzern!

Und wunderweiche Lieder singt der Tod an dem stillen Bette, nur der Sterbenden hörbar und keinem sonst. Lieder von fern verwehender Erdenferge, von fern verhallender Erdenlage. So tröstlich singt sie keiner Mutter Mund an der Wiege des weinenden Kindes. „Warum, Du liebes Menschenkind, bohrst Du des Abschieds Stachel immer tiefer Dir ins Herz? Und was zerreihest Du Deine Seele mit Wünschen nach der Welt, aus deren Bann ich milde Dich erlösen will? Je länger Du Dich sträubst, je härter muß Dich meine Hand erfassen; denn kein Entrinnen gibst Du vor meinem Blide. So komm, ich will Dich betten still und tief, daß Liebe Dich nicht schöner betten könnte.“

Und wieder entschlüpft die Seele dem drohenden Umarmen, um sich mit flüchtigen Füßen im Zaubergarten der Vergangenheit zu ergehen. Immer heller leuchten die ferneren Bilder; die Blumen flammen auf in seltener Glut; die Vögel singen süße Märchen. . . .

Da faßt der Tod mit schredlicher Gewalt sein zagendes Opfer, und zürnend reißt er wild an seinem Herzen! Die Seele lodert auf in verzweifelter Kraft; ein wildes Zittern auf und ab, ein Ringen hin und her — die Augen rollen, der Atem glüht, die Wangen brennen, die Pulse fliegen — ein Schrei — und das von wirrem Haar umfalterte Haupt fällt auf die zerwühlten Kissen.

Ein kurzer, träumereicher Schummer sinkt auf die geschlossenen Lider. Führt er zum Leben oder zum Tode? Er ist reich an Gestalten wie das bunteste Leben! Wie dem Ertrinkenden, der in die Tiefe versinkt, die drängenden Wassermassen nie gekannte Töne im Ohre weden und plötzlich seinen Geist in ungeahnte Fernen der Erinnerung entrücken, so steigen vor den Augen des Mädchens in schnellem Wechsel greifbar deutliche Gestalten und Geschehnisse aus dem Vaterhause auf. Die vertrauten Geister der Familie kommen zum Besuch. . . . Wie sie mit der Mutter in den kleinen Garten hinter dem Hause ging, um Blumen für den Sonntag zu pflücken. . . . wie der Kessel am Herd brodelte. . . . und das Brüderchen Soldat spielte. . . . wie sie die große Uhr an der Wand so laut und freundlich ticken hörte, als sie noch ein Kindchen von zwei Jahren war und auf dem Fußboden saß. . . . Dann verschwimmen die Gegenstände ineinander, und nur ein breiter Strom von Licht fließt vor den geschlossenen Augen vorüber. . . . Und ist nicht auch die Zukunft schön? Hat die Sterbende nicht reden hören von einem hohen Glück, das dem Weibe winkt, wenn es herangereift? Was ist goldener als die Morgensonne der Jugend, wenn sie vom Kindheitsschlaf zur Mannbarkeit erwacht? . . . Das Mädchen richtet sich hoch auf im Bette; mit weitgeöffneten Augen blickt sie durchs Fenster in die Sonne. . . . Der Tod legt ihr die Hand aufs Herz, und sie sinkt entsezt zurück. —

In furchtbarer Größe ertönt das Triumphlied des Todes — bei seinem Klange erheben die Kreaturen; die Erde erzittert unter dem dröhnenden Tritt des Erzgepanzerten. Sein Auge entsendet Nacht, und wen seine Hand erfährt, gleitet ihm zu Füßen wie ein welkes Blatt.

In milderen Weisen endigt sein Gesang. Wie ein heiliges Wehen ergeht sein Ruf über die Lande; wie Wald- und Meeresrauschen braust er daher: der Odem des Allerbarms Tod. —

Leider wurden die Spielenden an demselben Abend durch einen Notruf vom Krankenhause gestört.

„Wenn Herr und Frau Simmel ihre Klara noch einmal sehen wollten. . . .“

Am folgenden Tage versandte Simmel an seine Nachbarn und Freunde die Anzeige, daß es dem lieben Gott nach seinem unerforschlichen Ratsschlusse gefallen habe, ihre, der schmerzgebeugten Eltern allerliebste Tochter Klara zu sich zu nehmen. —

Wer eine Woche später an dem vierstöckigen Hause vorbeiging, konnte hören, wie man sich am Scherzo aus Mendelssohns berühmtem Violinkonzert versuchte.

Anschuld und selbstlose Liebe gehen zugrunde, und die Selbstsucht tänzelt mit unbefangenen Mienen über ihre Gräber dahin.

Aus der neuesten Belletristik.

Es ist so, wie ich bereits früher zu bemerken Gelegenheit nahm: gegenwärtig existiert unter den deutschen Schriftstellern keiner, der sich unterfinde, das Leben der Arbeiter und ihre wirtschaftlichen wie politischen und geistigen Kämpfe weder in Romanen noch Dramen zu schildern. Die meisten tappen im Nebel. Die Angst vor dem Verlust der Schmortöpfe des wohlgenährten Pfahlbürgerturns läßt sie zu den blödesten Stoffen greifen; und der Kritiker ist schon froh, wenn ihm mal ein Buch unter die Augen kommt, das so aussieht, als verpöche es eine gehaltvollere Keltüre. Dies Prädikat ist eigentlich nur auf zwei unter den vielen neuen Romanen anwendbar; und beide haben — merkwürdig genug! — weibliche Schriftsteller zu Verfassern. Es sind: Clara Viebig und Margarete Böhme, deren neueste Romane insofern auffallen, als sie Berlin zum Gegenstand der Darstellung haben.

An Clara Viebig wäre das weiter nicht verwunderlich. Einer ihrer früheren Romane: „Am täglichen Brot“ betrugt sich in der Hauptsache auf Berlinischem Boden. Ihr eignet ja in seltenem Maße das Einfühlen in die verschiedensten Volksstämme, ob sie nun Rheinländer oder Bewohner der preussischen Dismarken sind. Das heiße Vermöhen, irgendetwas aktuelles „nationales“ Thema zur Diskussion zu bringen, kann an und für sich lobenswert sein, je nach dem Gesichtspunkt, der dabei eingenommen wird. Freilich entfernt sich Clara Viebig nicht von der Auffassung, die in gewissen Kreisen der Bourgeoisie zeitweilig Mode ist. So huldigte sie in dem Roman „Das schlafende Meer“ deutschstämmelnden, um nicht zu sagen hatatistischen Tendenzen. Und in ihrem neuesten Erzählungs- werke „Die vor den Toren“ (Egon Fleischel u. Co., Berlin) verleiht sie der Handlung einen utopistischen Ausklang. Der Zustrom der Landbevölkerung nach den Städten erscheint ihr nicht als eine aus ökonomischen Ursachen erklärbare Notwendigkeit; eher als ein „Durchgang“, als „ein beständiges Kommen und Gehen“, als eine Art Modelaune. Einst werde, meint sie, wohl doch noch die Zeit kommen, wo die Städter wieder zu Bauern werden, aus denen sie vormalig zu Städtern geworden sind.“ Solche Ansichten haben wir im Laufe der letzteren Jahre mehrfach in Romanen verfochten gefunden; nichtsdestoweniger bleiben es ideologische Zukunftssträume, mit denen allenfalls den Krautjuckern eine angenehme Selbsttäuschung bereitet wird. Um ihre Ideen plausibel zu machen, greift die Verfasserin vierzig Jahre zurück und zeigt, wie die Tempelhofer Bauern von der werdenden Millionenstadt Berlin nicht bloß wirtschaftlich aufgezogen, sondern auch in ihren Moralanfassungen komplett umgetrenpelt werden. Natürlich sind alle Individuen und Charaktere von vornherein auf diesen Sehblick eingestelt. Das gibt ihnen einen schematischen Typ — trotz aller psychologischen Zergliederungskunst und drastischen Darstellungsgabe, über die Klara Viebig gebietet. Nicht zum wenigsten besteht der Roman wieder durch die Fülle des Zeitgemäldes, das von zahlreichen Gestalten belebt wird. Eine gewisse Großzügigkeit ist dem Ganzen nicht abzuspochen. Nur ist weniger ein Kunstwerk als tüchtige Handwerkskunst herausgekommen. Uebrigens soll dem Verlage für die Aufbarmachung einer technischen Errungenschaft ausdrückliche Anerkennung gezollt sein. Es wurde nämlich englisch Leichtdruckpapier verwendet, wodurch eine ganz erhebliche Gewichtsverminderung des 488 Druckseiten starken Buches erzielt worden ist.

Margarete Böhme, die Verfasserin des in viele Sprachen überlegten „Tagebuches einer Verlorenen“ hat sich Neuberlin erkoren. Ihr Buch führt den sonderbaren Titel „B. A. G. M. U. S.“ (Berlin, F. Fontane u. Co., 1911), das ist die Abtürzung für „Barenhaus-Aktiengesellschaft Müllenmeister und Sohn“. Natürlich ist auch das Barenhaus mit all seinem Drum und Dran bereits von sinkfingerigen Tageschriftstellern in Unterhaltungsrromanen und Bühnenstücken verarbeitet worden. Das hindert jedoch nicht, daß ernstere Federn dem Problem künstlerisch zu Leibe zu rücken versuchen. In der Tat steckt ein gewaltiges Etid Leben und moderner Poesie darin. Es muß aber ein großer Dichter und zugleich ein nationalökonomisch geschulter Wissenschaftler sein, von dessen später gewaltigem Schöpfergenie der Barenhausroman unserer Zeit erwartet werden könnte. Margarete Böhme ist die Kraft dieses höchsten Erreichens versagt. Dennoch — sie hat ehrlich mit dem grandiosen Stoff gerungen. Sie ist mit bemerkenswertem sozialem Scharfblick in dessen Tiefen hinabgestiegen. So entbehrt also ihr Roman nicht einiger literarischer Qualitäten, obgleich er streckenweise etwas zu breitpurig und in sprachlicher Beziehung ziemlich nachlässig gehalten ist. Andererseits gelingt's ihr wieder, das ganze Getriebe mit all seinem Räderwerk bloßzulegen. Das Menschenvolk darin erscheint mit anerkenntenswerter Naturwahrheit geschildert, und das Barenhaus der Zukunft wird mit respektabler poetischer Kraft vor Augen gerückt. Jedenfalls ist „Wagnus“ einer der gehaltvollsten Handelsromane unserer Tage — ja vielleicht der einzige, dem ein besonderes Interesse gebührt.

Gänzlich unbeachtet geblieben ist „Menschengröße“ von Wilhelm Heinrich Michells (Verlag von Fritz Kater, Berlin), aber völlig mit Unrecht. Der an der Schwelle des Greisenalters stehende Verfasser hat in diesem Roman das Fazit seines wechselreichen Lebens in beiden Hemisphären gezogen. Ergreifend ist zu lesen, wie der Held die höhere lehrantilige Laufbahn im Ostpreussischen verläßt, um drüben in Amerika für die Ideale eines sozialistischen Menschentums zu kämpfen. Als er nach einem Vierteljahrhundert wieder in die alte deutsche Heimat kommt, erkennt er, daß seine Ideale längst praktisch erfüllt erschienen. All sein Tun im überseeischen Westen war, wenn nicht zwecklos, so doch verspätet. Seine Frau, seine Söhne, damals in zarterster Jugend, gehen fremd an ihm vorüber. Treues Gedenten bewahrte nur die, der er einst von Herzen angehörte — aber beide stehen im weißen Haar. Treu ist ihm auch der Freund aus jungen Tagen geblieben; aber wie könnte der, nun ein Greis, noch Ermutigung zu einem gemeinsamen Kampfleben in Amerika finden? Einsam, wie er dort dem Höchsten nachgestrebt, ein Fremdling im deutschen Vaterlande geworden, muß er von allem, was ihm lieb und teuer war, Abschied nehmen auf immer. . . .

Um Gurchlbares zu erleben, muß man schon in der russischen Literatur der Anlage Umschau halten. Kaum ein Roman, der frei davon. Angenehm unterhaltende Lektüre ist's sicher nicht. Rußland kommt einem vor als ein entsehrlich sinkender Leichenhaufen. Das Elend schreit zum Himmel; Verbrechen, viehische Lasterhaftigkeit, grenzenlose Verwilderung überall! Karl K u b l s' sozialer Roman „Das M o u o p o l“ (Wita, Deutsches Verlagshaus, Berlin) macht hierüber keine Ausnahme. Das ist eins der erschütterndsten Bücher, die aus dem russischen Volksleben unserer Zeit entstanden sind. Der Verfasser zeigt die verheerende Wirkung des Schnapses; dem die Regierung sorgt schon, daß der Fuiel in ihren allerorts etablierten Monopolbäuden nicht ausgeht; ja sie hintertreibt durch ihre Spione, wenns nottut durch ihre Koiolenhorden, gewalttätig jede anti-alkoholische Strömung. Rußland ist ein Herd höllischer Greuel! Wer's noch immer nicht zu glauben vermöchte, der lese diesen Tatsachenroman, der in Rußland natürlich verboten und konfisziert wurde. E. K.

„Wintersport“.

Es ist an der Zeit, daß man es offen ausspricht. Es droht eine Krankheit zu werden, der Wintersport, und ist es sogar schon; eine Art Vergnügungspest der wohlhabenden Städte, womit sie die weiße Reinheit der Winterlandschaft insizieren. Interessant ist dabei und für unsere Zeit charakteristisch, daß der Krankheits-träger das — Kapital ist. Der Wintersport ist industrialisiert worden. Da, wo noch vor zehn Jahren eine kleine Schar von Entdeckern neuer Naturwunder sich in rauher Einfachheit von der Hast des Städtelebens erholte, rodelte und stiert jetzt ein vornehm-tuendes Modepublikum, richtiger Winterpöbel. Sie haben aus der Stadt den Luxus in Kleidung, Wohnung, Essen und Trinken mitgebracht, d. h. das in der Hotelindustrie angelegte Kapital ist ihnen mit den „Ansprüchen der Neuzeit“ bereitwilligst entgegengekommen. Diese Herrschaften sind der Ansicht, daß erst sie der winterlichen Natur den richtigen Reiz verleihen.

Überall entstehen auf den winterlichen Bergen Niesenhotels, die den Heiratsbureaus der eleganten und elegantfeinvollenden Welt starken Abbruch tun. Der Betrieb ist die Hauptsache geworden. Der Stimmungszauber intimen Versammlebens, den die ersten Jünger des Skilaufs, meistens einsame „Sonderlinge“, die mit ihrem Tun lange genug verachtet worden waren, kannten und genossen haben, hat sich vor den Horden des Wintersports auf leisen Sohlen davongeschlichen und wenn man jetzt irgendwo noch die Wunderwelt des Winterwaldes in der großen Stille genießen will, dann muß man sich schon in eines der Blockhäuser zurückziehen, wie sie jetzt von den einsamen Wanderern gebaut werden, die vor den modernen Schneehunnen geschützt sind.

Ihnen ist der Schneeschuhlauf noch mehr als „Sport“. Er ist ihnen noch die großartige Ueberwältigung der Natur in der herbsten Jahreszeit, das fühne Messen menschlicher Kräfte mit den Gefahren und Tücken des Winters, ein Zeitvertreib von großzügiger Wucht und eine Höhenkunft des Wanderns, die aus der winterlichen Enge und Lichtarmut der Städte für einen Tag hinaushebt in ein reineres, freieres und kraftvolleres Dasein.

Und da möchte ich wieder einmal alle, die am ersten berufen wären, dem Proletariat die Wunder des Winters zu erschließen, die Mitglieder der Arbeiter-Turnvereine, aufrufen zum Kampf gegen — den Winter.

Der Winter und der Schnee, sie sind da, wie viele herbe Dinge auf der Welt, auf daß wir Meister über sie werden. Stark sollen wir uns an ihnen machen, bis sie uns anstatt einer Geduldsprobe ein Kraftmaß geworden sind. Nicht flüchten sollen wir sie, sondern kämpfen mit ihnen, wie der alte Erzvater Jakob, als er mit dem Engel so lange rang, bis er ihn segnete. Dann bekommt man es heraus, daß in dem Winter nicht nur der „harte Mann“, sondern ein verlässiger guter Freund steckt, der es trotz seines unwirksamen

Gefichts gerade so gut mit uns meint, wie der lieblich breinschärende Sommer.

Und dann lehrt uns das Laufen auf Schneeschuhen besser als alles andere Wandern: die Freiheit. Sonst ist uns jeder Weg vorgemessen, und wenn einer anders will als die Behörden, so wird er rasch eines besseren belehrt. Überall fiarrt es von Warnungstafeln „Verboten!“ und obrigkeitlichen Androhungen von Geldstrafen. Der Schnee aber, der große Gleichmacher und Demokrat, läßt sich bezirksamlich nichts vor schreiben. Er deakt respektlos alle Wege und auf den Höhen manchmal sogar die Wegweiser zu. Erst da oben kann der Mensch nach seiner Façon selig werden und seine Schneeschuhe laufen lassen, wohin ihn das Herz treibt.

Das kann man in allen deutschen Mittelgebirgen haben. In den letzten zwei Jahren bekamen meine Stier keinen Schwarzwaldschnee mehr zu kosten, dafür um so mehr die weiße, weiche Herrlichkeit in den bayerischen Alpen, dem Riesengebirge und auf anderen Höhen. Da fiel mir immer die große Verwandtschaft aller deutschen Mittelgebirge untereinander auf. Überall die grenzenlose Vielgestaltigkeit des Terrains, die langen sanften Tälchen, die lapriziösen Abstrüze. Die froststarrenden Tannen des Schwarzwaldes haben vor ihren Schwestern im Harz nichts voraus, und die untergehende Sonne glüht auch auf den Schneefeldern des Riesengebirges nicht feuriger, als auf dem Stamme der Vogesen. In ein mit frischem Pulverschnee über Nacht eingesegetes Tal hinab gleitet es sich im Thüringer Wald ebenso göttlich leicht, als in den Bergen Oberbairerns, und die Brust weitet sich in der reinen Stahlluft der winterlichen Eifel ebenso, wie auf dem Gipfel des Fichtelgebirges.

Wie lange wollen sich die diesen Gebirgen nahelwohnenden Arbeiterturner, die doch auch ihre Sommersonntagsfahrten machen, abhalten lassen, den Winter zu genießen? A. F.

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Die Lösung des Schlafrätsels beschäftigt die Gelehrten unausgeseht. Mit allerhand scharfsinnigen Experimenten hat man das Wesen und das Zustandekommen des Schlafs aufzuklären versucht; man hat zahlreiche Hypothesen darüber aufgestellt und ist doch immer noch nicht zu einem befriedigenden Ergebnis gekommen. Die Frage steht in engem Zusammenhang mit den Begriffen einer höheren und niederen Gehirntätigkeit oder eines Ober- und Unterbewußtseins. Die höhere Gehirntätigkeit ist während des festen Schlafs jedenfalls ausgeschlossen und damit die Betätigung des Willens und der Aufmerksamkeit. Man kann aber nicht sagen, daß die Geistes-tätigkeit im allgemeinen völlig ruht. Es kommt wohl vor und sollte vielleicht das Normale sein, daß man sich des Morgens erhebt, ohne auch nur die geringste Erinnerung an die durchschlafene Zeit zu haben. Auch damit wäre freilich nicht erwiesen, daß der Geist keine Spur von Arbeit während des Schlafes geleistet hat, denn das Gedächtnis daran könnte verloren gegangen sein. Tut doch mancher Mensch auch im wachen Zustand zuweilen etwas, vollkommen ohne eigentliches Bewußtsein. Außerdem ist jener als normal bezeichnete Zustand nicht die Regel, sondern eher die Ausnahme. Viele Menschen haben geradezu Veranlagung zum Träumen, und es wird oft gelingen, den Ursprung eines Traumes auf sinnliche Wahrnehmungen namentlich des Gehörs und Gefühls zurückzuführen. Damit wäre also erwiesen, daß die Sinnesstätigkeit während des Schlafes nicht gänzlich unterbunden ist. Die Tiefe und die Dauer des Schlafes wird bestimmt durch den Grad der geistigen und körperlichen Erschöpfung. Kleine Kinder, schwache Greise und Menschen mit niederm Intellekt, auch die Angehörigen der Naturvölker, brauchen viel Schlaf. Der tüchtigste weibliche Physiologe Rußlands, Maria v. Manassein, die ein wertvolles Werk über den Schlaf geschrieben hat, erinnert an die Beobachtungen bei den Papuas in Neuguinea, die sofort einschlafen, wenn sie nichts zu tun haben und daher in den seltsamsten Stellungen schlafend angetroffen werden. Auch die armen Blödsinnigen, die man unter der Bezeichnung Krekons kennt, haben eine Schlafsucht, die bei geistig normalen Menschen nicht vorkommt. Berühmt ist auch in dieser Beziehung das Beispiel des Kaspar Hauser. Bei den Greisen zeigt sich das gesteigerte Schlafbedürfnis nur entsprechend dem Erlöschen ihrer geistigen Tätigkeit, das zuweilen nur durch Mangel an Beschäftigung eintritt. Bewahrt sich ein alter Mann seinen Beruf und in diesem seine geistige Leistungsfähigkeit, so geschieht es häufiger, daß er im Gegenteil unter Schlaflosigkeit zu leiden hat. Das ist in den meisten Fällen daraus zu erklären, daß er nicht mehr so viel zu tun findet wie in seinen kräftigen Mannesjahren und daher sein Gehirn nicht mehr in demselben Grade ermüden kann. Schließlich sollte man in diesem Zusammenhang noch daran denken, daß sich die Verknüpfung von Schlafbedürfnis mit geringem Intellekt auch bei den Tieren bewährt. Tiere ertragen viel leichter eine zeitweilige Entziehung der Nahrung als des Schlafes, und man hat bei Hunden durch völlige Behinderung am Schlaf schon in vier bis fünf Tagen unheilbare Schädigungen des Gehirns auftreten sehen. Bei manchen barbarischen Völkern ist daher die Entziehung des Schlafes geradezu als eine Art der Tortur gebraucht worden.